



READER

zum

Workshop: „Jetzt ist er böse, der Tennenbaum.“ Historisches Ausstellen im „Gedankenjahr“

Eine Veranstaltung der **Joanneum Academy**

Am: Mittwoch, 18. Mai 2005; 10:00 bis ca. 16:30 Uhr

Im: Jüdisches Museum der Stadt Wien, „kiddies-atelier“, Dorotheergasse 11, 1010 Wien

mit Felicitas Heimann-Jelinek, Hannah Landsmann und Sabine Offe

Moderation: Gottfried Fliedl

Inhalt

Programm	2
Texte zur Ausstellung	3
Einleitung	3
Gang durch die Ausstellung.....	4
Norbert Mayer, Wer schon einmal für Adolf war	8
Sabine Offe, Gottfried Fliedl, Entgleitende Bilder. Über die Dauerausstellung des Jüdischen Museums der Stadt Wien.....	9
Peter Roos, Hitler gebacken	14



Programm

- 10:00 Uhr Begrüßung
- Hintergründe zur Ausstellung: Entstehung, inhaltliche und gestalterische Konzeption, kulturpolitische Kontexte
Felicitas Heimann-Jelinek, Jüdisches Museum der Stadt Wien
- Ausstellungsrundgang + Bericht über Besucherarbeit und -reaktionen
Felicitas Heimann-Jelinek und Hannah Landsmann, Jüdisches Museum der Stadt Wien
- 12:00 Uhr Mittagspause
- 13:00 Uhr Die Visualisierung von Geschichte im Museum. Der spezielle Kontext jüdischer Museen
Sabine Offe, Universität Bremen
- Gemeinsame Entwicklung der Fragestellungen für die folgende Ausstellungsanalyse.
- 14:00 Uhr „Dichte Beschreibungen“: Analyse einzelner Räume und Ausstellungssituationen in Kleingruppen
- 15:30 Uhr Kaffee und Kuchen
- 16:00 Uhr Schlussrunde



Texte zur Ausstellung

20. April 2004 - 04. Juli 2004, Palais Eskeles
Jetzt ist er bö, der Tennenbaum. Die zweite Republik und ihre Juden

Einleitung

“Jetzt ist er bö, der Tennenbaum” ist ein Zitat aus “Der Herr Karl” von Helmut Qualtinger und Carl Merz, einem satirischen Ein-Personen-Stück, das den österreichischen Kleinbürger als dauerhaften Opportunisten demaskiert. Der anch 1945 zurückgekehrte Jude Tennenbaum trägt dem Herrn Karl die “Hetz” nach, die sich dieser im März 1938 mit ihm geleistet hat, und erwidert seinen Gruß nicht. Die Reaktion des Herrn Karl verdeutlicht das spezifisch österreichische Selbstbild nach 1945 - das Thema dieser Ausstellung. Sie verweist nicht nur auf historisches Unbewusstsein und bewusste Verdrängung von Geschichte in Österreich, sondern auch auf jahrzehntelange ideologische Unaufrichtigkeit in der Parteienlandschaft, sprachliche Inkonsequenzen und Mehrdeutigkeiten in Politik und Presse sowie die antisemitische Grundhaltung und individuelle Borniertheit der österreichischen Seele. Xenophobie, Antimodernismus und Antisemitismus waren nicht allein das Monopol der politisch Konservativen, sondern wurden auch von liberaler und sozialistischer Seite je nach Bedarf eingesetzt. Dies resultiert nicht zuletzt daraus, dass sich ein guter Teil der politisch-ökonomischen wie der wissenschaftlich-kulturellen Eliten nach 1945 aus jenen der NS-Zeit rekrutierten.

Die Ausstellung kann und will keine umfassende zeitgeschichtliche Darstellung von 1945 bis zur Gegenwart leisten, da andere Medien hierfür weit weit geeigneter sind. Es geht nicht um die reine Anhäufung wissenschaftlicher Fakten, sondern um das Aufzeigen von neuralgischen Punkten und die Forderung nach Diskussionen, die gar nicht oder nur höchst mangelhaft geführt wurden. Darunter fallen die sogenannte “Stunde Null” mit der Befreiung der Konzentrationslager und der Errichtung von DIP-Lagern, die begierige Annahme der Rolle als “erstes Opfer” der Nazi-Aggression, die Haltung der Nachkriegsjustiz sowie die zögerliche Durchführung von Entnazifizierung und Restitution.

Die Einforderung einer Auseinandersetzung der Zweiten Republik mit ihrem Erbe aus der NS-Zeit wird in Form einer “interaktiven” dialogischen Art repräsentiert. Der Raum Museum wird als Raum des aktiven Streitgesprächs und der Mobilisierung genutzt, in dem die Besucher weniger Konsument als Akteure sind.

Das Ausstellungsteam

Konzeption: [Felicitas Heimann-Jelinek](#)

Ausstellungskuratoren: [Felicitas Heimann-Jelinek](#), [Gerhard Milchram](#), [Niko Wahl](#)

Assistenz: [Wiebke Krohn](#)

Mitarbeit: [Gabriele Kohlbauer-Fritz](#), [Andreas Sperlich](#), [Nicola Schlichting](#), [Judith Samson](#)

Ausstellungsgestaltung: [Martin Kohlbauer](#)

Spiele, Entwurf und Fertigung: [festgestalten - hartmann/mohr/schiller](#)

Ausstellungsaufbau: ausstellungswerkstatt gmbh

Grafische Gestaltung: [Maria-Anna Friedl](#)

Engl. Übersetzung: Lilian Dombrowski, Quality Translations International

Ausstellungssekretariat: [Petra Springinsfeld](#)

Restauratorische Betreuung: [Bettina Dräxler](#)

Lektorat: [Marcus G. Patka](#), Frauke Binder

Fotos: David Peters



Gang durch die Ausstellung

Eingangsbereich (Raum 1)

In den sechzig Jahren, die seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, des "1000-jährigen Reiches" und der "Endlösung der Judenfrage" vergangen sind, hat sich das offizielle Österreich erfolgreich in eine historische Grauzone hineindefiniert und seine eigenen Geschichtsmymen geschaffen: Ihnen entsprechend hatte Österreich keinen Anteil an der Kriegs-Niederlage des Deutschen Reiches. Ihnen entsprechend wurde schnell vergessen, dass 99,7% der Österreicher 1938 für den Anschluss an Hitler-Deutschland gestimmt hatten und vehement drängte sich angesichts des Sieges der Alliierten ab 1945 die Vokabel "Befreiung" in den offiziellen Sprachgebrauch. Ihnen entsprechend wurde verschleiert, dass weit über 100.000 österreichische Juden vertrieben und 65.459 mit aktiver österreichischer Hilfe ermordet worden waren. Und den neuen Mythen entsprechend reklamierte man sich selbst in den durch die Moskauer Deklaration angebotenen Opferstatus hinein. Als Staatssekretär der Provisorischen Regierung Renner erklärte der nachmalige Bundeskanzler Leopold Figl bereits im August 1945, das österreichische Volk sei sieben Jahre lang von "Terror und Gewalt" unschuldig "unterjocht und unterdrückt" worden.

Konsequenterweise wurden flugs, doch nur halbherzig die äußeren Zeichen des Nationalsozialismus in Österreich entsorgt. Denn ein großer Teil der Österreicher hatte die NS-Ideologie internalisiert und konnte sich nur schwer oder gar nicht vom braunen Gedankengut verabschieden. Ein anderer großer Teil der österreichischen Gesellschaft gab vor, von nichts gewusst zu haben und bei nichts jemals dabei gewesen zu sein. Andere wiederum waren aktive Widerstandskämpfer gewesen. Auf Kosten der tatsächlichen Antifaschisten wurde diese Widerstandsgruppe im Laufe der Jahre auf wundersame Weise immer größer. Nur eine Gruppe gab es im kollektiven österreichischen Selbstverständnis nicht: die Täter. Diese Gruppe drang erst 1986 mit der Präsidentschaftskandidatur des ehemaligen Wehrmachtsoffiziers Kurt Waldheim ins öffentliche Bewusstsein. Seitdem wird die moralische Mitverantwortung Österreichs an der Geschichte der Jahre 1938 bis 1945 immer wieder thematisiert – zum Teil in Form von Bekenntnissen zu dieser Geschichte, neuerdings aber auch wieder öfter in einer Revision dieser Bekenntnisse.

Raum 2

Das NS-Regime deportierte während des Zweiten Weltkriegs zwischen sieben und neun Millionen Menschen aus ihrer Heimat ins "Deutsche Reich". Nach dessen Kapitulation im Mai 1945 repatriierten die Alliierten über sechs Millionen von ihnen in ihre Ursprungsländer. Doch bis zu zwei Millionen dieser Kriegsgefangenen, Zwangsarbeiter und befreiten KZ-Häftlinge sträubten sich gegen eine Repatriierung. Als Displaced Persons, kurz DPs genannt, lebten sie in von den Alliierten in Deutschland, Österreich und Italien eingerichteten DP-Lagern, aber auch in städtischen Einrichtungen wie Hospitälern und Schulen sowie in Pensionen und Hotels.

In Österreich befanden sich mit Kriegsende 1.650.000 DPs, was 27,5% der Bevölkerung ausmachte. Insbesondere die jüdischen DPs, zum Großteil KZ-Überlebende und so genannte U-Boote, weigerten sich in ihre weitgehend vernichteten Heimatgemeinden Osteuropas zurückzukehren. Die dortige politische und gesellschaftliche Atmosphäre war auch nach 1945 von offenem und mitunter zu Pogromen ausartendem Antisemitismus geprägt. Im Zuge des Massakers im polnischen Kielce 1946 wurden 42 jüdische Holocaust-Überlebende ermordet. Dies führte zu einer weiteren Migrationsbewegung von Juden aus Polen Richtung Westen. Ähnliches geschah in der Tschechoslowakei, in Ungarn und Rumänien. Ende 1946 wurde die Gesamtzahl der jüdischen DPs auf 250.000 geschätzt. Davon befanden sich 45.000 in Österreich, deren Zahl sich rasch verringerte. Zwei Jahre danach waren es nur noch knapp 12.000. Österreich diente von 1945 bis 1954 für mehr als 200.000 jüdische DPs als Durchgangsland. Ihr Ziel war es, eine neue Heimat in einem klassischen Einwandererland oder aber in Palästina beziehungsweise Israel zu finden. Trotz ihrer geringen Zahl und der raschen Weiterreise schlug den jüdischen DPs in Österreich auch unmittelbar nach dem Holocaust unverminderter Antisemitismus entgegen.

Raum 3

Der Österreich-Passus der Moskauer Deklaration vom 30. Oktober 1943, der Österreich als "das erste freie Land, das der Hitlerischen Aggression zum Opfer gefallen ist" bezeichnete, wurde hier begeistert



als "Persilschein" angenommen und instrumentalisiert. Österreichs Mitschuld am nationalsozialistischen Terror und Morden wurde abgestritten. Im "Rot-Weiss-Rot-Buch", das 1946 von der Bundesregierung unter dem Titel "Gerechtigkeit für Österreich" herausgegeben wurde, sollte seine Unschuld "amtlich" belegt werden. Die Entschuldung Österreichs hatte zur Folge, dass es nach 1945 zu keiner fundamentalen Auseinandersetzung und zu keiner radikalen Abrechnung mit dem Nationalsozialismus kam.

Dazu trug nicht zuletzt die Position der Alliierten bei, die von Deutschland wesentlich höhere moralische Beweise seiner Demokratiefähigkeit forderten als von Österreich. Hier konnten die Großparteien den Opfermythos Österreichs als einen politisch und gesellschaftlich wirksamen Grundkonsens aufbauen. Dieser Grundkonsens ermöglichte die Verharmlosung der Tatsache, dass mindestens 700.000 Österreicher NSDAP-Mitglieder gewesen waren (und es wären mehr gewesen, hätte es nicht einen Aufnahme-Stop gegeben), und er ermöglichte die Integration der "Ehemaligen". Die Identifikation mit der Opferrolle wurde in der Erinnerung des "Herrn Karl" wie er seinen Nachbarn Tennenbaum zu einer der berüchtigten "Reibpartien" zwingt, mit den Worten auf den Punkt gebracht: "I hab an Juden geführt, i war a Opfer."

Raum 4

Eines der Hauptziele der Alliierten nach dem Krieg war es, die Nationalsozialisten für ihre Verbrechen zu bestrafen und aus allen wichtigen Positionen in Politik und Gesellschaft zu entfernen. In der unmittelbaren Nachkriegszeit erfolgte die so genannte Entnazifizierung am intensivsten. Unterstützt wurde dieser Vorgang durch die österreichische Gesetzgebung mit dem NSDAP-Verbotsgesetz und dem Kriegsverbrechergesetz von 1945 sowie mit dem Nationalsozialistengesetz von 1947. Mit Blick auf das große Wählerpotential, das die minderbelasteten Nationalsozialisten darstellten, wurden die Gesetze allerdings Schritt für Schritt wieder entschärft. 1957 schließlich wurden die letzten Bestimmungen des Nationalsozialistengesetzes abgeändert oder aufgehoben. Wer bis 1955 noch nicht von einem Volksgericht verurteilt worden war, hatte gute Chancen ungestraft davonzukommen. Und wer bis Mitte der 70er Jahre nicht vor Gericht gestellt wurde, hatte überhaupt nichts mehr zu befürchten. 1972 erfolgte die letzte Verurteilung wegen eines NS-Verbrechens, 1975 fand der letzte NS-Prozess statt.

Hand in Hand mit diesen juristischen Entwicklungen ging die weitere Ausgestaltung der Geschichte Österreichs als erstem Opfer und die damit verbundene Ablehnung jeglicher Mitverantwortung für nationalsozialistische Verbrechen. Mit diesem identitätsstiftenden "Opfermythos" der Zweiten Republik war es für lange Zeit möglich, die völkerrechtliche Konstruktion des Staates Österreich, der als solcher zwischen 1938 – 1945 ja tatsächlich nicht existiert hatte, von den handelnden Personen zu trennen.

Raum 5

Unmittelbar nach dem "Anschluss" machten sich die Österreicher – Individuen, Firmen und staatliche Institutionen – an einen der größten Raubzüge der Geschichte. Unter dem scheinbar legalisierenden Titel "Arisierung" wurde alles geraubt, wessen die Täter habhaft werden konnten: Kunstgegenstände ebenso wie Gebrauchsgut, Häuser, Mietwohnungen, Firmen, Bücher und Bibliotheken, Kinderspielzeug etc. Die Österreicher gingen dabei so gierig und ungezügelt vor, dass sie schließlich von staatlicher Seite des Dritten Reiches in die Schranken gewiesen werden mussten. Die "wildes Arisierungen" – unorganisierter massenhafter Raub – wurden bereits im April 1938 vom "Völkischen Beobachter" verurteilt – und zwar mit dem zynischen Nachsatz: "Deutschland ist ein Rechtsstaat".

Nach dem Sieg der Alliierten verpflichteten sich die Institutionen der wiederhergestellten österreichischen Republik zur Rückgabe des Raubgutes, dort wo sie noch möglich war sowie zur angemessenen Entschädigung der überlebenden Opfer und ihrer Angehörigen. Trotz einer ganzen Reihe so genannter "Rückstellungsgesetze" blieb es bei einem Lippenbekenntnis.

Der jungen Republik gelang kein Bruch mit der Vergangenheit. Keine politische Partei ergriff die Initiative, um die "Umverteilung" des Besitzes der NS-Opfer an die NS-Täter rückgängig zu machen. Die beschlossenen Gesetze blieben halbherzig, die Fristen, um eine Rückstellung zu beantragen, waren für Personen, die sich außerhalb Österreichs aufhielten nicht einhaltbar, die Ämter waren wenig kooperativ.



Nachdem die Besatzungsmächte, insbesondere die USA, diese Situation für untragbar erklärt hatten, folgte die Regierung dem Vorschlag einer Verzögerungstaktik von Innenminister Oskar Helmer "die Sache in die Länge zu ziehen". Darüber hinaus wurden immer neue Regulative formuliert, die Restititionen teils verunmöglichten. Von den Opfern wurden immer weitere Beweise für ihre Ansprüche gefordert. Die österreichischen Institutionen verließen sich jedoch nicht nur auf eine verhindernde Passivität. Opfer, denen es trotz aller Behinderungen gelungen war, rechtliche Ansprüche auf ihr Eigentum geltend zu machen, sahen sich mit einer Situation konfrontiert, in der die Republik entweder die Ausfuhr von Raubgut verweigerte, oder im Rahmen eines Tauschhandels die Rückgabe einzelner Besitztümer zu befürworten versprach, wenn dafür andere Teile des Opferbesitzes an staatliche Institutionen oder Parteien als Stiftungen oder Schenkungen abgegeben würden. Die Opfer sahen sich vielfach hilflos mit einer feindlich gesonnenen Behörde konfrontiert, deren primäres Anliegen die Aufrechterhaltung des Unrechtszustandes zu sein schien. Die Frage nach den Restititionen ist bis heute nicht abgeschlossen. Noch immer befinden sich enteignete Kunst- und Kulturgegenstände in namhaften österreichischen Museen.

Raum 6

In der vorurteilsbehafteten Nachkriegs-Atmosphäre waren nicht nur die politischen Akteure, sondern auch die Medien dafür verantwortlich, dass die Öffentlichkeit Forderungen nach Wiedergutmachung als Bedrohung, teils sogar als unrechtmäßig und betrügerisch empfand bzw. empfindet. In vielen Fällen war es nicht innere Überzeugung, sondern Zwang von außen, der Repräsentanten des öffentlichen Lebens dazu brachte, sich für die Anliegen der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus einzusetzen. Gleichzeitig wurde dabei oftmals versucht, die national gesinnte Wählerschaft nicht allzu sehr zu verärgern. So wurden und werden immer wieder Forderungen der Opfer mit den Verlusten durch Kriegsfolgen aufgerechnet, offiziell sogar die Existenz von Antisemitismus geleugnet. Dabei unterschieden sich die antisemitischen Stereotype nach 1945 in keiner Weise von jenen der NS-Zeit. In der Staatskanzlei und im Ministerrat sprach man offen von einer "jüdisch kontrollierten Presse" und vom "internationalen jüdischen Finanzkapital". Und da die österreichische Regierung Entschädigungen nicht mit einer der Siegermächte, sondern mit der Conference on Jewish Material Claims verhandeln musste, war man schnell auch wieder bereit, überhaupt an eine "jüdische Weltverschwörung" zu glauben, die seitens der Amerikaner gedeckt würde.

Diese Haltung wurde bereits im August 1945 deutlich, als die Staatskanzlei für auswärtige Angelegenheiten in einem Memorandum Überlegungen zur "außenpolitischen und völkerrechtlichen Seite der Ersatzansprüche der jüdischen Naziopfer" anstellte. Darin sah man sich bezüglich der Entschädigungen genötigt, diese hauptsächlich unter dem Aspekt zu verhandeln, die Siegermächte und "das Judentum als fünfte Weltmacht" nicht zu verärgern, damit sich die "Weltmeinung" nicht gegen Österreich richte. Eine Haltung, die bis heute eine Hauptmotivation jeglicher Maßnahmen zugunsten von NS-Opfern geblieben ist.

Raum 7

Sprache ist Ausdruck des Bewusstseins der Sprechenden. Die Linguistik geht aber auch davon aus, dass Sprachkonventionen das Bewusstsein beeinflussen können. Dieses reziproke Verhältnis legt die Annahme nahe, dass politisches, öffentliches Sprachaufkommen einerseits ein Indikator für die Befindlichkeit des Landes ist und andererseits dahinter die Absicht einer Manipulation der Adressaten steckt.

Wie ist es also zu bewerten, wenn Politiker aller Couleur in Ansprachen, Parteiorganen und auf Wahlplakaten im Laufe von 60 Jahren immer wieder antisemitische, rassistische oder allgemein menschenverachtende Inhalte transportieren? Woran kann es liegen, dass z. B. je nach Bedarf das Klischee vom armen schmarotzenden Juden bemüht wird, dann wieder das vom Reichen, der sein unvorstellbares Vermögen dazu einsetzt, Macht zu gewinnen?

Warum sollen sich Juden mal vorrangig als Österreicher fühlen und sind dem Vorwurf der mangelnden Integration ausgesetzt, wenn an anderer Stelle erwähnt wird, dass sie für politische Karrieren sowieso nicht ausreichend "echte Österreicher" seien? Was macht überhaupt einen "echten Österreicher" aus?



Es gibt verschiedene Möglichkeiten, Ausgrenzungstendenzen zu erklären. Zunächst spielt gerade in der Politik häufig Populismus eine Rolle, die Machthaber bedienen gängige Klischees, um beim Hörer einen Wiedererkennungseffekt zu erzielen. Weiters verbirgt sich hinter verbalen Ausfälligkeiten oft ein Präventivangriff, der in der Angst vor der befürchteten Rache ehemals oder andauernd unterdrückter Gruppen begründet liegt.

Abgrenzung dient auch der Schaffung von Identität. Darauf kam es nach 1945 an, als ein unabhängiges Österreich mit eigenem nationalem Selbstbewusstsein angestrebt wurde. Dieses Nationalgefühl bezieht große Anteile seiner Legitimation aus dem Mythos, Österreich sei das erste Opfer des Nationalsozialismus gewesen. Da wirken natürlich laut werdende Stimmen derer ungelegen, die auf ihren Opferstatus hinweisen und die anderen Opfer als Täter anklagen. Deshalb ereigneten sich besonders viele sprachliche Entgleisungen im Rahmen der Restitutionsverhandlungen, bei Entschädigungsdebatten und überhaupt häufig dann, wenn eine kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit Österreichs eingefordert wurde.

Raum 8

"Ich glaube, dass ich die von Ihnen gewünschte Schlafzimmereinrichtung, eventuell auch eine Küche gefunden habe" schrieb Ende 1938 ein Wiener Gestapo Beamter an einen verdienten Parteigenossen der NSDAP. Die Einrichtungsgegenstände, die hier eher formlos verteilt wurden, stammten aus jüdischem Besitz. Sieben Jahre später, nach dem Sieg der Alliierten Armeen über das Dritte Reich, suchten Überlebende der Nazi-Verfolgung in Österreich nicht nur nach dem Schicksal von Verwandten und Freunden, sondern notwendigerweise auch nach einem Obdach, nach den notwendigsten Möbeln, nach einer Verdienstmöglichkeit, nach dem Verbleib von Sparkonten und Safedepots, nach der Auszahlung ihrer Versicherungen und Pensionen.

Die Überlebenden wurden zu Antragstellern. Sie standen unter ungeheurem Druck, da sie nach der Verfolgung und Beraubung durch die Nationalsozialisten oft nichts mehr außer dem nackten Leben besaßen. Als Bittsteller schrieben sie Briefe, Anfragen, Anträge und Vollmachten an Ämter und Beamte, die gerade erst die Insignien des Dritten Reiches auf ihren Drucksorten und Briefköpfen in jene der Zweiten Republik umgeändert hatten. Von offizieller Seite kam man den Antragstellern kaum entgegen. Sie mussten selbst die für sie und ihre unterschiedlichen Anliegen und Ansprüche zuständigen Abteilungen finden und deren Bedingungen akzeptieren. Die meisten Anfragen wurden mit Gegenschreiben - noch deutlich geprägt von der Nazi-Diktion - beantwortet, in denen nach genaueren Umständen, Bestätigungen und Beweisen gefragt wurde. Einerseits durch die Beraubungen, andererseits auf Grund der Fluchtumstände war dies nicht einfach. Jene, die sich außerhalb Österreichs befanden, mussten Anwälte nehmen, die sich um ihre Belange kümmerten. Oftmals vergeblich, da die Beweislast immer den Opfern aufgebürdet wurde.

So entstand ein verrücktes, bürokratisches Labyrinth, in dem die oft traumatisierten Naziopfer ihr Glück versuchen mussten. Viele der ehemals Verfolgten wollten sich dem nicht aussetzen und stellten erst Mitte der 90er Jahre, als der Nationalfonds der Republik Österreich symbolische Entschädigungen anbot, die ersten Kontakte zu offiziellen österreichischen Institutionen wieder her.

Raum 9

Historiker teilen die Vergangenheit zur genaueren Übersicht gerne in Epochen ein. Zweifelsohne begann mit dem Jahr 1945 für Europa etwas Neues und Unbekanntes. Bei vielen Menschen stellte sich offenbar deshalb die Empfindung ein, nach Beendigung der Schrecken des Krieges und des Nationalsozialismus habe es eine "Stunde Null" gegeben, in der alle noch einmal neu beginnen durften. Dieser Auffassung ist unter Hinweis auf Kontinuitäten aus der Zeit vor 1945 oder gar vor 1938 zu widersprechen. Abgesehen davon, dass die bis in die kleinsten Belange "gleichgeschaltete" Gesellschaft von sich aus eine geraume Zeit zur Regeneration brauchte, wurden einige klare politische Schnitte versäumt.

Ein Beispiel hierfür bieten die häufigen personellen Kontinuitäten in der Öffentlichkeit wie Politik, Wissenschaft und Kultur. In der Geschichte der Zweiten Republik lassen sich einige hoch angesehene Persönlichkeiten finden, die ihre fachliche Laufbahn schon in der NS-Zeit mit entsprechender Unterstützung weit vorangetrieben hatten oder die als Mitglieder der NSDAP, der SS oder SA politische Karriere gemacht hatten.



Einer der Gründe hierfür liegt in der halbherzigen und fortschreitend erleichterten Entnazifizierungspraxis in den ersten zehn Nachkriegsjahren. Die Alliierten forderten Maßnahmen nach formalen Kriterien wie Zugehörigkeit zu Parteiorganisationen und Rang. 20.000 Menschen wurden verhaftet, einige weitere tausend aus ihren Arbeitsverhältnissen entlassen – bei weitem keine flächendeckende Erfassung, dazu mussten einheimische Behörden verhelfen. Dies wurde von den österreichischen Politikern nur zögerlich unterstützt. Schließlich stand die eigene Glaubwürdigkeit auf dem Spiel, denn wie konnte Österreich zum "ersten Opfer des Nationalsozialismus" stilisiert werden, wenn gleichzeitig Landsleute als Täter bestraft wurden?

Außerdem bestand die Schwierigkeit, hierdurch ausgeschlossene gesellschaftliche Kräfte und beliebte Personen zu ersetzen, da so viele betroffen waren. Das bemerkten auch die Regierenden. Bald brach ein Integrationswettbewerb aus und die Aufnahme ehemaliger Nationalsozialisten wurde als Demokratisierungsmaßnahme verkauft. Mit Versöhnungsangeboten und Vergangenheitsbesiegelung buhlten die Parteien um Wählerstimmen. So kam es schon im April 1948 zu einer Amnestie der "Minderbelasteten" und ab 1950 zu zahlreichen Auseinandersetzungen mit dem Alliierten Rat, dem Vorschläge für einige weitere Amnestien unterbreitet wurden. Der Rat lehnte sie häufig ab, jedoch waren sich Westalliierte und Sowjetunion nicht einig, was zu Inkonsequenzen in der Durchführung führte. Hinzu kamen oft erfolgreiche private Interventionen einiger Politiker, die sich für den einen oder anderen Bekannten einsetzten. Der Geist der Übernommenen prägte die Institutionen, die sie nach 1945 aufnahmen. Manche Biographen verschwiegen die Jahre 1938-45, es wurde geschönt oder gelogen. Erst spät setzte eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit der betroffenen Einrichtungen und der Beteiligten ein und wird zum Teil bis heute noch verhindert.

Norbert Mayer, Wer schon einmal für Adolf war

in: diepresse.com, 21.04.2005 - [Kultur&Medien](#) / Ausstellung

"Jetzt ist er böse, der Tennenbaum" im Jüdischen Museum in Wien.

Der Skandal beginnt nicht immer erst dann, wenn die Polizei ihn beiseitigt, sondern oft schon dann, wenn das Publikum ihn ausruft. Im Jüdischen Museum wird in der Schau mit dem Untertitel "Die Zweite Republik und ihre Juden" sehr plakativ präsentiert, was einer der größten Skandale seit 1938 bleibt: Der opportunistische "Herr Karl", der immerwährende Blockwart, empfindet sich als Opfer. Im ersten Raum der Ausstellung läuft auf Video eine Szene aus diesem Qualtinger/Merz-Stück. "Jetzt ist er böse, der Tennenbaum", wundert sich der von Qualtinger gespielte Protagonist über den Juden Tennenbaum, "sonst a netter Mensch". Der dem Holocaust Entkommene grüßt seinen ehemaligen Peiniger nicht. Das ärgert den Herrn Karl, das ärgerte nach der Premiere 1961 jene Österreicherinnen und Österreicher, die "Nestbeschmutzer" riefen. Es waren noch immer sehr viele Österreicher. Sie hätten nicht auf den Heldenplatz gepasst.

"Jetzt ist er böse, der Tennenbaum" ist durchaus als Provokation gedacht. In neun Räumen wird der Besucher mit bösen Wahrheiten konfrontiert, mit Versäumnissen in der Restitution, im Umgang mit den heimgekehrten österreichischen Juden. Vom Foyer aus sieht man an der Decke das Waldheim-Holzpferd des Republikanischen Klubs hängen, jenes Symbol aus dem Jahre 1986, mit dem an die vergessene SA-Mitgliedschaft des damaligen Präsidentschaftskandidaten erinnert wurde. Bundeskanzler Fred Sinowatz hatte in einer sarkastischen Antwort auf die ÖVP zur Kenntnis genommen, dass "nicht Waldheim, sondern nur sein Pferd" bei der SA war.

Die von Felicitas Heimann-Jelinek konzipierte Schau spielt mit diesem nur. Der Besucher wird eingeladen, Verharmlosungen zu prüfen, das Ungeheuerliche zuzuordnen. Im Raum "Sagerland Österreich" darf man mit Multiple Choice raten, wer die schlimmsten Sprüche geklopft hat. Die Antworten zeigen, dass sie nicht auf die üblichen Verdächtigen in der FPÖ beschränkt sind. Es gab



eine ganz große Herr-Karl-Koalition. "Die anderen Häuptlinge des Zionismus waren direkte Agenten des britischen Imperialismus" (KPÖ). "Wer einmal schon für Adolf war, wählt Adolf auch in diesem Jahr" (SPÖ-Slogan für Adolf Schärf 1957). "Die Juden wollen halt rasch reich werden" (ÖVP-Kanzler Figl zur Restitution).

Dieser Abschnitt mit anbiedernden Sprüchen gehört so wie das Waldheim-Pferd und ein Raum mit völkisch angehauchten Wahlplakaten zum auffälligen, konfrontativen Teil der Ausstellung. Es gibt aber auch zurückhaltende Räume, die sich durch schwer zu entziffernde Lektüre erschließen und umso bedrückender wirken. In einem verspiegelten Labyrinth wird der Rechtsstreit heimgekehrter Juden um Möbel, Wohnungen etc. dokumentiert. Sie befanden sich in einer kafkaesken Situation. Die Bürokratie war erbarmungslos im Verzögern.

Wie hatte Innenminister Oskar Helmer 1948 Entschädigungsforderungen von Juden kommentiert? "Ich wäre dafür, dass man die Sache in die Länge zieht." Dumm stellen, schwindeln, fälschen. Die Taktik der Blockwarte a. D. war weit verbreitet, in der Beamtenschaft, in der Justiz, an den Universitäten. Viele braune Professoren blieben auf ihren Lehrstühlen, viele Richter in ihren Ämtern, viel Raubgut in den Museen. Und die heimgekehrten Juden? Manch einer hat es ihnen ganz offensichtlich nicht verziehen, dass sie weiter existieren. Der Herr Karl jedenfalls lebt, das zeigt diese lärmende, witzige und traurige Schau. Er betätigt sich auch heute wieder. Das bestätigt ein gewisser Herr Kampl von der BZÖ: Nach dem Zweiten Weltkrieg habe es eine "brutale Naziverfolgung" gegeben, klagt der Herr Kampl. Gemeint war offenbar der Genetivus objectivus. A Hetz muss halt sein.

© diepresse.com | Wien

Sabine Offe, Gottfried Fliedl, Entgleitende Bilder. Über die Dauerausstellung des Jüdischen Museums der Stadt Wien

in: Wiener Jahrbuch für Jüdische Geschichte, Kultur und Museumswesen, hg. von Hannah Landsmann im Auftrag des Jüdischen Museum der Stadt Wien, Bd.6, 2004, S. 19-26.

Felicitas Heimann-Jelinek gewidmet

Das Jüdische Museum in Wien ist eine Zumutung. Es stellt die Erwartungen, die Besucher an konventionelle Ausstellungen herantragen, infrage, es verunsichert sie, es fordert sie heraus. Manche führen das darauf zurück, dass es in der Ausstellung an Informationen, an begleitender Belehrung, an Vermittlung fehle. Tatsächlich aber ist das Jüdische Museum nicht nur das konzeptionell und ästhetisch eindrucksvollste unter Jüdischen und kulturhistorischen Museen überall, sondern auch ein Museum, das sich in besonderem Maße seines Vermittlungsauftrags angenommen hat. Dem sind nicht nur die umfangreichen Programme für Besuchergruppen gewidmet, über die in diesem Heft an anderer Stelle berichtet wird, sondern auf "Vermittlung" ist auch jedes Detail der Gestaltung der Dauerausstellung angelegt.

Der Begriff "Vermittlung" ist in den letzten Jahren an die Stelle des herkömmlichen der "Museumspädagogik" getreten. Vermittlung könnte einen nicht-hierarchischen Prozess bezeichnen, an dem beide Seiten beteiligt sind, Museum und Besucher eine Beziehung aufnehmen mit dem Anspruch wechselseitiger Verständigung und sich der Anstrengung der Verständigung ebenso aussetzen wie der Möglichkeit von Missverständnissen und der Chance der Anerkennung und des Aushaltens von Missverständnissen. Vermittlung, so verstanden, entfaltet sich in der Wechselwirkung von Ausstellungsintentionen und deren Aneignungsweisen durch die BesucherInnen, daran beteiligt sind institutionelle Traditionen, personelle Entscheidungen, Besucherreaktionen, Dinge, Gebäude, Texte. Vermittlung bildet "Mitten", involviert emotionale ebenso wie kognitive, bewusste ebenso wie unbewusste Erzählungen von Ausstellungsmachern und Ausstellungsbesuchern. Ein Modell solcher Vermittlung für das Lehren und Lernen von Geschichte hat Volkhard Knigge entwickelt. Vermittlung,



so Knigge, ist gekennzeichnet von einer „Doppelbewegung“: „Einerseits evoziert der historische Gegenstand [oder das Objekt im Museum, S.O.] etwas am Subjekt, beispielsweise Assoziationen, Erinnerungen und Querverbindungen, Gefühle und Körperzustände. Auf diese Weise vermittelt er Subjekteigenschaften oder setzt er Effekte am Subjekt, die auf ihn selbst verweisen. Diese können sich [...] zu Spuren verdichten, in denen sich Eigenschaften des Vergangenheitsmaterials am Subjekt selbst zum Ausdruck bringen.“ Gemeint sind hier körperlich wie mental erlebte Angst, Schrecken, Mitleid, oder auch positiv identifikatorische Formen des Miterlebens, die als Reaktion auf den "Gegenstand" auftreten können. Andererseits tragen die Subjekte gleichzeitig und gegenläufig ihre „Vorerfahrungen, affektiven Prägungen und (unbewußten) Wünschen“¹ an die Gegenstände der Vermittlung heran. Diese Wechselbewegung kennzeichnet Vermittlung, sie lässt sich als Gegenentwurf zum kontrollierenden Gestus autoritativer Besucherbelehrung verstehen. Damit verbunden ist das Risiko, dass Besucher und Ausstellende sich in den Ergebnissen solcher Wechselwirkung nicht wiedererkennen, die Ausstellenden ihre Absichten in der Rezeption verfehlt sehen, die Besucher ihrerseits enttäuscht sind, dass ihnen nicht Informationen angeboten werden, die sie getrost und getröstet über die Gewissheiten vermeintlich besser Wissender nach Hause tragen können.

Vielorts wird in der Diskussion über Museen die "Abwesenheit" dessen beschworen, was im Museum ausgestellt und nur als "Spur" in den Dingen, denen es Raum gibt, erhalten scheint. Diese Debatte greift ein festgefügtes Fundament der Museumsarbeit an: die vermeintlich durch originale Gegenstände verbürgte Authentizität von Erfahrungen, eine der durch visuelle Evidenz unbezweifelbar scheinende Gewissheit, die verborgene Macht des Museums bei der Zuweisung von Bedeutungen und Lesarten. Wiewohl alle Museen von dieser Reflexion betroffen sind, scheinen sie weithin in der Praxis resistent gegen derartige theoretische Einsichten. Nur dort, wo der "Gegenstand" des Museums konfliktreich oder traumatisierend in die Gegenwart hereinragt, stellt sich die Museumsarbeit, etwa in postkolonialen Konstellationen, den neuen Anforderungen. Namentlich die Erschütterung durch den Holocaust, die nachhaltige Beschädigung des mit dem Projekt der Moderne entwickelten Modells der Zivilisierung des Menschen und der damit verknüpften Hoffnungen, stellt auch die traditionellen und konventionellen Formen von Darstellung und Vermittlung in Museen infrage. Es überrascht nicht, dass die seit den achtziger Jahren im deutschsprachigen Raum entstandenen Jüdischen Museen besonders sensibel, facettenreich und innovativ auf theoretische Debatten auch der Museologie reagieren. Sie reagieren darauf, dass Museen es kategorial mit Abwesendem und Fremdgewordenem zu tun haben, mit neuen architektonischen Konzepten und neuen Strategien des Ausstellens und Vermittelns. Diese spiegeln die Ambivalenzen der Aufgabe der Institution: die Geschichte der Juden und deren wechselvolle Entfaltung als Teil europäischer Geschichte seit deren Anfängen zu zeigen, und an die Vernichtung der europäischen Juden im Nationalsozialismus zu erinnern. Anders als etwa in den USA sind Jüdische Museen in Österreich und Deutschland nicht nur Museen, sondern immer auch Mahnmale. Als Museen sind sie Teil einer Institution, die Kontinuität und kulturelles Erbe der bürgerlichen Gesellschaft repräsentiert und in den Dienst der Konstruktion von "kulturellem Gedächtnis" und Identitätsstiftung stellt. Als Mahnmale hingegen repräsentieren sie nicht die Kontinuität, sondern die fundamentale Erschütterung bürgerlicher Kultur, den Zivilisationsbruch in der europäischen Geschichte im 20. Jahrhundert.

Jüdische Museen sind oft nicht einmal Räume für Dinge, sondern selbst lediglich die Spur einer abwesenden materiellen Überlieferung jüdischer Kultur, die so systematisch vernichtet wurde wie die Menschen. Jede Rekonstruktion und Repräsentation von Geschichte und Kultur der Juden gerät daher in Gefahr, die Geschichte der Vernichtung museal ungeschehen zu machen, Lücken und Leerstellen zu verdecken und zu verstellen. Die Konzeption der Dauerausstellung des Jüdischen Museums in Wien thematisiert diese Ambivalenz von Anwesenheit und Abwesenheit in allen Bereichen der in drei Stockwerken eingerichteten drei Teilen der ständigen Sammlung und in drei unterschiedlichen Formen. Die Vergangenheit/Geschichte wird nicht im Rahmen konventioneller Darstellungsweisen erzählt, sondern Besucher sehen sich der Frage, wie sie zu erzählen und zu vermitteln sei, ausgesetzt. Die Ausstellung wendet sich an BesucherInnen, deren Familienbiographien in verschiedener Weise geprägt sind von NS-Geschichte, in der Mehrheit an Nachkommen der Tätergeneration. Die Besucher Jüdischer Museen sind daher immer schon in der einen oder anderen

¹ Knigge 1987: 263.



Weise beteiligt an Auseinandersetzungen über Deutungen und langfristige Folgen dieser Geschichte. Ein Museum wie das Wiener Jüdische Museum kann davon ausgehen, dass BesucherInnen wissen, was geschehen ist, aber es muss auch davon ausgehen, dass jedes Wissen über den Holocaust begleitet wird vom Schatten des Nichtwissens, des Nichtwissenwollens, des Nichtbegreifenkönnens – dem Schatten der Traumatisierung, die der Holocaust auch für die gegenwärtige Kultur Europas bedeutet.

Das Risiko wechselseitiger Missverständnisse geht das Jüdische Museum in Wien nicht nur ein, sondern es zeigt, dass sie unumgänglich, ja vielleicht sogar wünschenswert sind. Der Imperativ *Zachor!*, *Erinnere Dich!*, des religiösen wie säkularen (nationalstaatlichen) Judentums, ist dem gesamten Museum eingeschrieben. Aber anders als im Jüdischen Museum Berlin, in dem die körperliche, kognitive und affektive Gängelung der BesucherInnen durch Architektur und Ausstellung keine Abwege, Umwege, eigenständige Assoziationen und Abweichungen von der großen Museums-Geschichtserzählung vorsieht, belässt es das Wiener Museum bei Angeboten an die Besucher, diesem Imperativ zu folgen.

Bereits im Eingangsbereich des Hauses, der ganz zuletzt gestaltet wurde, erinnert eine Inschrift (deutsch und englisch) an die ermordeten Juden. Die Schrift an der Wand erscheint farbig changierend auf weißem Grund, sie ist schwer lesbar je nach Beleuchtungssituation und Standort des Lesers, ein Menetekel, das wahrzunehmen den Eintretenden überlassen bleibt. Ebenfalls im Erdgeschoss, im Museums-Café, erinnert eine Tafel an die erste und Eröffnungs-Ausstellung: „Hier hat Teitelbaum gewohnt“. ² Da das „Café Teitelbaum“ dieser Ausstellung den Namen verdankt, verweist die Tafel auf den gegenwärtigen Ort des Lesers als einen Ort, der in der Vergangenheit der eines anderen gewesen ist oder gewesen sein könnte und damit auf Zusammenhänge ebenso wie auf deren Zerstörung. Auch ist die Tafel ein Kommentar zur Selbstmusealisierung des Museums, sie erinnert an die Ausstellung und zugleich an ‚Teitelbaum‘, also stellvertretend unter dem einst verbreiteten Familiennamen an die Juden Wiens. Die Bedeutungen verschränken sich, sie zu entziffern bedarf es des Vorwissens, die Cafébesucher können sie im Raum belassen oder sie mitnehmen in den ersten Raum der Dauerausstellung. Dieser ist verbunden mit dem Veranstaltungsraum, der über alle Geschosse reicht und überwölbt wird von einem lichten Zeltsegel und darüber einer Kuppel aus Glas und Eisen. Die nach oben sich öffnende Bewegung wird verstärkt durch die auf die hellen Wände verstreuten farbenfreudigen Stempelbilder von Nancy Spero, verfremdete Bildzitate: ein Detail des zerstörten Leopoldstädter Tempels (nach einem Foto), die Judenverbrennung in Erdberg (nach der Schedelschen Weltchronik), die Ansicht der (Wiener) Judenstadt (Vogelperspektive), Razzia in der Wiener Kultusgemeinde am 18. März 1938, Lesen der Haggada, Mazzesbacken (nach mittelalterlichen Illustrationen), Gustav Mahler, Tänzerinnen. Diese Bilder haben keine Ordnung, bilden keine Erzählung, folgen keinem Zeitraster, sondern stellen Einzelheiten, Facetten der Überlieferung vor, können Auslöser für Assoziationen werden. Sie thematisieren Erinnerung in der Gestalt von Vergessenem, von den BesucherInnen nicht oder kaum Bekanntem. Sie drängen ihre Geschichten niemandem auf, aber sie geben sie auch nicht unvermittelt preis. Wer Näheres erfahren will, muss sich auf die Suche machen.

Die im selben Raum ausgestellte Sammlung von Ritualobjekten aus der Sammlung Berger scheint zunächst noch am ehesten den habitualisierten Erwartungen von Museumsbesuchern zu entsprechen. Sie stehen gereiht und geordnet in Vitrinen, sie sind schön und kostbar. Aber Bibelzitate, die auf das Glas der Vitrinen geklebt wurden, erschweren und verdecken den Blick auf diese Objekte, sie verweisen auf den Vorrang der Schrift gegenüber der Materialität der Dinge im Judentum, sind keine Erläuterung des Gezeigten. Wer die Sammlungsgegenstände frontal betrachtet, hat im Augenwinkel eine unscheinbare Inschrift, die über Motiv und Geschichte der Sammlung und des Sammlers Auskunft gibt, aber nur wie beiläufig, beiseite gesagt, neben der Vitrine in einer Raumecke angebracht. Es ist eine Widmung des Sammlers, gerichtet an seine ermordete Familie. Vielleicht führt diese Beiläufigkeit dazu, dass Besuchern erst nach dem Verlassen des Museums, aber umso jäh, das Erschrecken widerfährt über die Ungeheuerlichkeit des Geschehenen mitten im Glanz der Schönheit der Dinge und Bilder dieses Raumes – erzwungen wird dieses Erschrecken nicht.

² Felicitas Heimann-Jelinek (Hg.) 1993: Hier hat Teitelbaum gewohnt. Ein Gang durch das jüdische Wien in Zeit und Raum. Wien 1993 Katalog Jüdisches Museum der Stadt Wien.



Wenn Museumsbesucher den großen Saal im zweiten Stock des Museums betreten, scheint dieser zunächst leer, falls nicht Sonderausstellungen diesen beabsichtigten Eindruck der Leere verstellen. In der Mitte des Raums wurde ein Karree von Stelltafeln errichtet, die zum Saal hin transparent wirken wie aus Glas. Begibt sich der Besucher in den von den Tafeln gebildeten Innenraum sieht er sich jedoch umgeben von Bildern, denn die gläsernen Tafeln sind Hologramme. Nach Maßgabe der Position, die der Besucher einnimmt, scheinen auf jeder Tafel Bilder auf, die - wie ephemere Dias - Fragmente ehemaligen Wiener jüdischen Lebens zeigen, eine Straßenansicht der Leopoldstadt, ein Porträt von Theodor Herzl, Ritualobjekte, Industrieerzeugnisse, alltägliche Gegenstände, - und sie verschwinden wieder, wenn der Besucher weiter geht, sich bückt oder reckt. „Das Medium der Transmissionshologramme thematisiert (das) Verschwinden, thematisiert, dass sich Geschichte uns entzieht. Darüber hinaus stellt es den absoluten Ausgangspunkt des historischen Objekts ebenso in Frage in Frage wie das Konzept einer ‚wahren‘ historischen Rekonstruktion. Keine Ausstellung kann deutlich machen, was österreichisch-jüdische Geschichte in ihrem ganzen Ausmaß tatsächlich war.“³ Das ‚Verschwinden‘, das Ephemere der ‚Bilder‘ des Hologramms verweigert auch eine phantasmatische an das Museum gerichtete Erwartung: dass es durch dauerhafte Sicherung, Feststellung von Dingen dauerhaft Erinnerung sichern und aufbewahren könnte.

Jeglicher ‚Feststellung‘ entzieht sich auch die Gestaltung des Raumes, die der Architekt Martin Kohlbauer entwickelt hat. Sein Wohnliches und Inwendiges wird zum Kippen gebracht, wenn man den durch die Hologramme gebildeten Raum betritt, einen in den Parkettfußboden eingelassenen gepflasterten Platz. Dieser ist ein Innenraum, der einen Außenraum in einem Interieur bildet, ein Platz, dem die fließenden Bilder der Hologramme keine feste Begrenzung verleihen, der weniger durch die Sammlung von Bildern, sondern durch das Sich-Sammeln der Besucher definiert zu sein scheint. Selbst das memoriale Zeichen, das auf fast keinem Platz fehlen darf, bietet hier trotz seiner monumentalen Festigkeit nur neue Ambivalenzen. Der aus der Mitte des Gevierts gerückte Block – der die Form- und Gedächtnisgelegenheit des Denkmals evoziert - trägt eine Tafel mit einem der ältesten Aufzeichnungsmedien, eine chronologische Liste. Doch aus der lakonischen Aufzählung von zwischen 903 und 1994 ausgespannten Daten lässt sich keine zusammenhängende Erzählung rekonstruieren. Die räumliche und thematische Inszenierung der Hologramme stellt keinen Zusammenhang her, vielmehr sagen sie etwas aus über das Fehlen solchen Zusammenhangs, über die Abwesenheit der vernichteten Wiener jüdischen Kultur vor 1938, die sich dem Besucher nicht zu schönen Erinnerungsbildern verklärt. Die Hologrammbilder dieser Kultur reagieren auf seinen Blick, seine jeweilige und gegenwärtige Perspektive, tauchen mit diesem auf und verschwinden. Sie vermitteln zwischen dem, was das Museum zeigen und dem, was der Besucher sehen kann und bringen zur Anschauung, dass das Vergangene eine gegenwärtige Konstruktion des Museums und dass der Besucher an dieser Konstruktion beteiligt ist.

Im dritten Stock und im letzten Raum der Dauerausstellung schließlich wurde ein Schaudapot eingerichtet - eine fast den gesamten Raum einnehmende Vitrine, in der Dinge, vor allem Ritualobjekte, stehen. Sie wurden nach ehemaligen Funktionen zu Gruppen weniger geordnet als abgestellt. Es sind Reste von nach 1938 geborgenen aus individuellem und Gemeinde-Eigentum stammenden Gegenständen. Kein Text mit Erläuterungen zu ihrer Herkunft oder Festgebräuchen, zu ihrer Funktion oder ihrem Erhaltungszustand – manche Objekte zeigen Spuren gewaltsamer Deformation - entlastet den Besucher vor dieser so überwältigenden wie bedrückenden Menge von im Museum so offenkundig nutzlosen Gegenständen, die sich in der Menge gegen die Zumutung sperren, „jüdische Kultur“ zu repräsentieren. Karg wie die Metallregale, die sie aufbewahren, ist auch das schriftliche Inventar, das bereitliegt und erlaubt, erste Spuren zu diesen Dingen aufzunehmen – mehr nicht. Der Raum und seine spröde Möblierung bilden keine Arche, in der die Gegenstände zur befriedeten musealen Ruhe gekommen wären, mehr einen Transitraum, in dem die Reise des Entzifferns und Lesens erst in Gang kommen muss.

³ Felicitas Heimann-Jelinek 1997: Zur historischen Ausstellung im Jüdischen Museum. In: Jüdisches Museum Wien. Katalog zur ständigen Ausstellung. S. 62.



Das Wiener Museum macht keinen Gebrauch von der "Geschichtslosigkeit von Gefühlen"⁴, die Besucher werden nicht aufgefordert, sich in die Geschichte hineinzuzusetzen, sondern sich bewusst zu werden, dass ihr Blick aus der Gegenwart und von außen auf die Geschichte im Museum gerichtet ist. Der Simulation solcher Gefühle, die andere Museen mit entsprechend aufgeladenen Inszenierungen zu fördern suchen, setzt die Dauerausstellung in Wien das Fremde und Befremdliche von Objekten und Inszenierungen entgegen. Sie verweist auf die Ferne der Vergangenheit und auf die Gegenwart des Museums, die sie zu einer gegenwärtigen Installation von Geschichte aufbereitet. Das Museum verzichtet damit sehr weitgehend auf die vorbehaltlose Ausübung seiner Autorität über Erzählweisen und Bedeutungskonstruktionen, indem es Objekte nicht als fraglose Garanten gesicherter Erkenntnisse präsentiert, sondern als Symbolisierungen, an denen Fragen und Antworten, vielleicht jede Sprechfähigkeit, immer wieder abgleiten und neu ansetzen müssen.

Mit diesem Verzicht auf verordnetes Gedenken und identifizierende Nachempfindung geht das Wiener Jüdische Museum einen Weg der Vermittlung, der Besucher auch irritieren und verunsichern kann. Dies geschieht gerade dort, wo dem Museum konventionell eine seiner vorrangigen Aufgaben, nämlich kollektive wie individuelle Identität zu verbürgen, zugemutet wird. Im Wiener Jüdischen Museum verweigert die Gestaltung und Inszenierung auch hier jede beruhigende oder abschliessende Gewissheit. So wurden zwei Hologrammstelen aus dem Geviert der übrigen Bildträger in einer Weise herausgerückt, dass sie eine Art Tor bilden. Sie zitieren und suggerieren die traditionelle Bedeutungsanmutung einer architektonischen Würdegeste, eine achsial-symmetrisch geordnete und hierarchisch gesteigerte Anlage. Doch diese Geste wird durch die Wahl der Bildsujets und deren Konfrontation unterminiert: Die Hologrammbilder von Israel- und Österreichfahne, mit Judensterne bedruckter Stoff und zwei Zitate von Jean Améry werden ineinandergespiegelt. Die Zitate sind Sätze über Identität und Heimat und über als Nummer tätowierte Identität, die ihre Träger zur Vernichtung bestimmte. Diese Spiegelung spiegelt und spielt mit der Ungewissheit und Gefährdung von individueller, nationaler, kollektiver "Identität" und deren Fixierung in Bildern, Texten, Dingen. Sie spiegelt keine Ähnlichkeiten zwischen dem, was sie zeigt und den BesucherInnen, diese können sich darin nicht erkennen. Diese verweigerte Identifizierung wirkt zurück auf die Besucher als Infragestellung der eigenen individuellen und kollektiven Selbstgewissheit, als Kippen der Identität im Blick auf kippende Identitätsprojektionen in den Hologrammbildern.

Hologramme sind keine Mahnmale, sie sind Antimonumente in reiner Form: angewiesen auf den Blick der Museumsbesucher und ihre Bereitschaft zu erinnern – sonst findet Erinnerung nicht statt. Die entgleitenden Bilder führen vor, was Erinnerung an das Geschehene nicht einholbar und nicht nachvollziehbar machen kann, sie verknüpfen Wissen und Nichtwissen. Sie bewahren die Erinnerung an Tod und Vernichtung, aber lösen sie zugleich aus der Überwältigung durch den Entzug ihrer Materialität. Die Besucher sehen und erfahren sich als an dieser Vermittlung von Geschichte und Erinnerung Beteiligte, und diese Weise der Vermittlung lässt ihnen auch Raum für die den Rundgang immer begleitende Wahrnehmung der Gegenwart des Hauses, seiner stadtzugewandten Offenheit und Transparenz. Das Museum ist kein statischer Ort der Bewahrung von Vergangenheit, die Spuren und Lebenszeugnisse der ehemaligen jüdischen Bewohner Wiens in den Bildern der Hologramme, die Häuser, Straßen und Plätze Teitelsbaums und anderer ermöglichen die Wahrnehmung der historischen Veränderungen auch des gegenwärtigen Raumes. Vom Museum ausgehend, kann sich der Blick auch auf die kollektiven und individuellen Geschichten in dieser Stadt, auf die vergangene Geschichte der Interaktion von Juden und Nichtjuden und auf deren Bedeutung für die heutigen Bewohner oder Reisenden, also die Museumsbesucher selbst, verändern.

Die im doppelten Wortsinne reflektierende/reflexive Vermittlung von Geschichte im Jüdischen Museum Wien stellt die institutionelle und konventionelle Autorität des Museums infrage, nimmt sie zurück, vermindert sie, und fördert damit neue Wahrnehmungen, die Bereitschaft zum Nachdenken über eigene Positionen. Die Ausstellung gibt die Gegenstände nicht als Geschichten aus, sondern zeigt sie als gegenwärtige Schatten vergangener Geschichte. Diese Geschichte wird nicht durch Anwesenheit, sondern durch ihr Fehlen und Fehl-am-Platz sein im Museum bezeugt und bedarf immer neuer und gegenwärtiger Erzählungen und Aneignung durch die Besucher. BesucherInnen des Jüdischen Museums in Wien haben nach dem Rundgang durch die Dauerausstellung keinen "Gesamtüberblick"

⁴ W. Hanak 1995/1996: 96.



über Geschichte, Religion, Kultur "der Juden", wie manche ihn von der Ausstellung eines Museums erwarten zu können meinen – aber sie können erkennen und unterscheiden zwischen dem, was sie im Museum gesehen haben und dem, was wirklich geschehen ist und im Museum keinen Raum finden kann, zwischen dem, was vergangen und dem, was gegenwärtig ist, zwischen dem, was gewusst und dem, was nicht gewusst und vermittelt werden kann. Vermittelt wird ihnen, dass Geschichte und Gedächtnis weder institutionell noch individuell verfügbar sind, dass sie auf ihre Fragen und Nachfragen und die Bereitschaft, sich den Zumutungen des Museums auszusetzen, angewiesen bleiben. Und die Ausstellung verweist sie auf die Möglichkeit, auch solche Fragen zu stellen, die nicht durch Objekte und Informationen als schnelle Antworten zum Schweigen gebracht werden können.

Peter Roos, Hitler gebacken

In: Die Zeit, 12.05.2005

56 FEUILLETON

12. Mai 2005

DIE ZEIT Nr. 20

ZEITGESCHICHTE

Hitler, gebacken

Ein schauerlicher Glücksfall, diese musterhafte Ausstellung, programmatisch gestartet am 20. April: **Jetzt ist er böß, der Tennenbaum im Jüdischen Museum Wien** (bis zum 4. Juli). Pointiert wird an Einzelfällen der Umgang Österreichs mit seinen Juden nach 1945 vorgeführt; der Titel ist geborgt aus Helmut Qualtingers bitterböser Opportunisten-Entlarvung *Der Herr Karl*. Sparsam und grausam ist die Schau möbliert mit Nazi-Koppelschließen, das Hakenkreuz ausgestanzt, mit überstempelten Hitler-Marken, die die Kuverts perfider Korrespondenzen zieren, betreffend Arisierung von Gemälden, Gebäuden, Gebrauchsgegenständen des ganz normalen Alltags. Der Besucher hält den Atem an angesichts aktuell für 68 Euro erworbener originaler Ghetto-Armbinden, Aufdruck »Jüdisch Feuerwehr«. Noch heute wird in diesem Land »der Führer« in Salzteig 23 mal 16 mal 2,5 Zentimeter groß gebacken, bemalt, lasiert, ein Loch im Kopf mit Goldkordel zum Aufhängen, Handelspreis am 11. November 2004: 100 Euro.

Das Museum macht mobil gegen den Weihrauch im austriakischen Jubeljahr zum Geburtstag der Republik mit einer so aufregenden Design-Didaktik, dass jeder Besucher zum Mitspieler wird. Eigens entwickelt wurde ein Entnazifizierungs-Monopoly, das den gesellschaftlichen und persönlichen Opportunismus herauskalkuliert, ein Restitutionspuzzle, das im Spiegellabyrinth des kreativen Kollektivismus endet. Die ganze miese, fiese Seite eines österreichischen Sozialcharakters im Schatten des sacherstüßen Küß-die-Hand-Schmähs wird sichtbar im Kontext eines wahrhaft demokratischen Konsenses, eines parteienübergreifenden Antisemitismus.

Eine schweißtreibende Satzsammlung von Politiker-Statements kann vom Gast im Ratspiel mit Blinklicht per Knopfdruck politisch zugeordnet werden: die Beschimpfung des jüdischen Kanzlers Kreisky als »Saujude«, Kreiskys Wiesenthal-Beschimpfung als »Gestapo-Kollaborateur«. Und 1990 hieß es, für Wiesenthal brauche man keine Gaskammer mehr, er habe »im Jörgl (Haider) seiner Pfeife Platz!« Grauenhafte KZ-Fotos von der Befreiung, kühl und grau hinter Glas auf Abstand ausgestellt, erhöhen den Erkenntnisdruck beim Schauen und Schaudern. Dadurch wehrt man sich gegen die nicht kontrollierbaren Kontinuitäten und will die Fortsetzung des Holocaust mit anderen Mitteln nicht wahr haben. Selbst das hehre, politisch ach so korrekte Burgtheater gibt seine Dokumente zum einstigen Ensemble-Mitglied Werner Krauss, prominenter Nazi-Mime, heute nur preis mit dem ausdrücklichen Hinweis, der Akteur sei erfolgreich entnazifiziert worden.

Hirn und Haptik werden von den Kuratoren herzhaft in die Hand genommen, Schonung exklusive. Trost spendet einzig die Häftlingsjacke des Juden Adolf Hüttler, der ob seines Namens im KZ die größten Probleme hatte. Er wurde als »DP«, als *displaced person*, nach 1945 zusammen mit Bruder und Cousin von einer mittellosen Mutter aufgenommen, bis er vier Jahre später in die USA wanderte.

PETER ROOS